Ein Zacken zu gruftig

STADTPSYCHOLOGIE *Eine Studie zum „Wesen Wiens" bestätigt jetzt, was wir schon immer wussten: Wien ist grantig. Aber wie sieht Wien im Vergleich mit anderen Städten, zum Beispiel Berlin aus?* CHRISTOPHER WURMDOBLER

Was ist Wien? Glaubt man der „stadtpsychologischen Annäherung" von Cornelia Ehmayer, ist Wien eine grantelnde, mieselsüchtige Frau zwischen vierzig und sechzig, mal fröhlich, mal depressiv, je nach Jahreszeit. Die Wiener Stadtpsychologin hat sich gemeinsam mit Kolleginnen ein Jahr lang auf die Suche nach dem „Wesen Wiens" begeben und als typische Eigenschaft der Stadt vor allem eines festgestellt: Ambivalenz. 113 Personen aus Kultur, Politik, Stadtplanung und normaler Bewohnerschaft wurden befragt – in „problemzentrierten Interviews", einer wissenschaftlichen Methode aus der Sozialforschung. Das Ergebnis der Studie ist nicht neu. Wenigen positiven Stadteigenschaften wie „selbstreflektiert", „humorvoll" oder „gemütlich" stehen viele negative Eigenschaften gegenüber („raunzert", „todessehnsüchtig", „unfreundlich"). In puncto Veränderungen kommt man trotz des in den vergangenen Jahren frischeren Wien-Gefühls zum Schluss, dass eh alles so bleibt, wie es ist, dass sich „eh nichts ändern" wird. Ehmayer war „ein wenig überrascht", dass sich Klischees bestätigten. „Aber die Menschen in Wien sind es gewohnt, mit diesen Widersprüchen zu leben, ohne dass daraus gleich Konflikte erwachsen."

Zur Präsentation der Studie kam ein Berliner Kollege der Stadtpsychologin nach Wien. Adolf Stock ist Journalist und Architekturkritiker, der sich mit dem Thema städtische Baukultur befasst. Die Urbanisten Ehmayer und Stock verglichen ihre Städte miteinander. Zu den negativen Eigenschaften der Wienmenschen – Starrköpfigkeit oder Intrigantentum – bemerkt Großstadtbeobachter Stock: „Zum Intrigieren ist der Berliner einfach zu doof." Berlin sei eher eindimensional, „deshalb fühlen sich bei uns die Amis auch so wohl." Wien sei ihm persönlich „ein Zacken zu gruftig". Für Kaffeehauskultur habe man dafür in der deutschen Hauptstadt „keine Nerven".

In Berlin sieht Stock sowohl „Zerstörungswut" wie „Aufbauhunger": „Das Berlin-Gefühl war schon immer nach vorne gerichtet, allerdings existiert dieses ‚Da passierts' meist nur noch als Fiktion." Aufbruchstimmung und Durchhalteparolen seien nur ein Medienphänomen, das die Stadtmenschen dort nicht wirklich beschäftigt. Events wie die Love Parade, bei der heuer eine halbe Million Raver durch den Tiergarten zogen, hätten nur mehr Bedeutung für den Tourismus. Und jahrelange Diskussionen in der Öffentlichkeit um Hochhaushöhen oder Lesetürme seien in Berlin überhaupt undenkbar. Während in Wien eher die Angst vor Neuem vorherrscht, das Neue – siehe MuseumsQuartier – hinter detailgetreu restaurierten barocken Fassaden versteckt wird, reißt man in Berlin bestehendes Altes nieder, um neu zu bauen. Rund um die Gedächtniskirche sei in der „ersten Stadt der Moderne" ein wahrer Bauboom ausgebrochen, berichtet der Berliner. „Hier gibt es eine gewisse Zukunftsbegeisterung, der allerdings die Substanz fehlt."

In Wien bestünde hingegen die Gefahr, dass es zur „wunderschönen Filmkulisse" verkomme. Eine ähnliche Kulisse, aber mehr in Richtung Zukunftsmetropole, sieht Adolf Stock für Berlin: „Es wird immer so getan, als ob Berlin ausschließlich anstrengend sei, dabei sind dort doch schon fast alle in Rente."

Bau-Boom in Berlin (im Bild: Bundeskanzleramt) als Ausdruck einer „Zukunftsbegeisterung, der allerdings die Substanz fehlt" / Foto: APA

Die grantige Frau Wien aus der stadtpsychologischen Studie steht zwar auch kurz vor der Pensionierung. Aber sie hat ein paar Behandlungen mit Botox hinter sich, jenem Nervengift, das Falten temporär glättet. Zum Komplettlifting hatte sie – im Gegensatz zu Berlin – allerdings nicht den Mut. Doch wahrscheinlich hat sie das auch gar nicht notwendig, die Frau Wien. ❑